

Neue Freie Presse. Herausgegeben von Eduard Bacher und Moriz
Benedikt. Morgenblatt. Nr. 5568. Wien, Samstag, den 28. Februar 1880.

Eduard Hanslick, Musik. (Concerte. — F. Hiller's „Wien vor 52 Jahren“.).

1 Musik.

Ed. H. Unter allen Wünschen eines Violinspielers sollte es der allerletzte sein, unmittelbar nach *Sarasate* und in *Joachim* Wien concertiren zu dürfen. Das mußte der königlich sächsische Concertmeister Herr Eduard am letzten Sonntag hier erfahren. Herr *Rappoldi* zählt zu den tüchtigsten Musikprofessoren, Concertmeistern und Violinspielern in Deutschland, allein Tüchtigkeit reicht leider nicht hin, um sich neben einer an Zauberei grenzenden Virtuosität zu behaupten. Das Publicum ließ es an den üblichen Zeichen anerkennender Achtung nicht fehlen; mit der bloßen Achtung schließen wir uns eigentlich gegen ein Kunstwerk oder einen Künstler ab, während wir davon erfüllt, entzückt, hingerissen sein wollen. Diese Wirkung blieb Herrn Rap's Spiel versagt, das bei aller Correctheit und technischer Gewandtheit keine Wärme ausströmt und auch that sächlich kalt ließ. Makellos, aber auch poesiellos spielte Herr Rappoldi das 4. Concert von *Vieuxtemps*; die Gleichmäßigkeit der Tonfärbung und Streichart, die behäbige Rhythmik, der trockene, didaktische Vortrag mögen dem Lehrer wohl an stehen, vom Concertspieler verlangen wir mehr und Eigen thümlicheres. Wer das Concert noch von *Vieuxtemps* selbst gehört hat, wird einräumen, daß dieses dankbare Stück durch eine geistreiche, hier feurigere, dort weichere Betonung ungleich stärker zu wirken vermag, als es unter Rappoldi's Bogen wirkte. In Spiel lebte *Vieuxtemps'* eine so glückliche Mischung von Energie und zarter, fast weiblicher Nervosität, daß sie die Eleganz seiner Compositionen fast in Poesie verwandelte. Herrn Rappoldi's ge lassene Ueberlegenheit schien nicht einmal der Eleganz ihr volles Recht gönnen zu wollen. Wir geben einfach den empfangenen Eindruck wieder, willig annehmend, daß Herr Rappoldi gerade an dem Tage schlecht disponirt, vielleicht auch unsere, durch Joachim und Sarasate aufgeregte Erwartung zu hoch gestimmt war. Hat doch Herr Rappoldi schon als Jüngling mit so vielem Glücke in Wien concertirt. Das Gesellschafts-Concert, welches diesmal die richtige Zeitdauer nicht überschritt, brachte uns außer den Violinvorträgen Herrn Rappoldi's eine größere Novität für Chor und Orchester, Schiller's „Nänie“, componirt von Hermann. Bedeutend im Sinne des Außerordentlichen kann Goetz man das Werk nicht nennen, das gleichwol durch edle Haltung, natürliche und warme Empfindung einen reinen Eindruck macht. Durch die unwillkürliche Beziehung dieser Todtenklage auf das frühe Ende des begabten Tondichters ergreift sie uns noch wehmüthiger. Für den Musiker hat die Wahl der Schiller'schen „Nänie“ ebenso viel Verlockendes als Gefährliches. Ihr gedanken- und bilderreicher Inhalt reizt den Componisten; Stellen wie: „Sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus, und die Klage hebt an“, rufen die edelsten Kräfte der Musik auf. Aber der Hexameter bleibt

ein musikfeindliches Vers maß, das vom Componisten förmlich zerbrochen werden muß. Ueberdies ist das Gedicht zu knapp, um einen weiten musikalischen Rahmen zwanglos auszufüllen, es nöthigt somit den Tondichter zu ermüdenden Wiederholungen der einzelnen Worte und Sätze. Das Werk wurde vom „Singverein“ unter Leitung sehr ausdrucksvoll vorgetragen *Kremser's* und beifällig aufgenommen. Noch unmittelbare Wirkung erzielte der „Singverein“ mit zwei kleineren Chören a capella. Den ersten: „Es geht ein Wehen durch den“, zählen wir zu den Wald, die Windsbraut hör' ich singen eigenthümlichsten, schönsten Chören von. Wie *Brahms* genial trifft er die Stimmung der citirten Anfangsverse durch einfachste Verwendung der Baßstimmen in anhaltend tiefer Lage und langen Noten! Von leichterem Gehalt und allgemeinerer Prägung ist bekanntes Chorlied *Herbeck's* „Im Maien“, dessen melodiose Faßlichkeit gleichwol das Publicum zu stürmischem Da capo-Ruf anregte. Eine Sym., F-dur, von phonie *Ph. Emanuel* bildete den *Bach* nicht alltäglichen Beschluß des Concerts. Wie selten bekommt man etwas von diesem bedeutenden Manne zu hören, dessen Styl eine so merkwürdige Brücke von Sebastian Bach zu Haydn schlägt! Dem großen Publicum bietet die genannte Symphonie in ihrer seltsamen Förmlichkeit und magern Instrumentirung allerdings weniger Interesse, als dem Musiker; doch kann sie bei der gedrängten Kürze ihrer drei Sätze un möglich langweilen.

Das erste Concert der *Sing-Akademie* machte, obgleich es sich mit bloßer Clavierbegleitung begnügte, einen guten Eindruck. Die Sing-Akademie besitzt eine beträchtliche Anzahl frischer Mädchenstimmen; die anmuthige Schaar ver leiht diesem Chorverein auch äußerlich eine gefällige Physiognomie. Dagegen stehen die Männerstimmen in bedauerlicher Minderzahl. Unverkennbar sind die Fortschritte der Sing-Akademie unter der eifrigen und intelligenten Leitung des Herrn Richard. Einfachere, melodiose *Heuberger* Chöre, wie das „Altböhmische Weihnachtslied“, wurden sehr präcis und mit hübscher Schattirung gesungen; der schwierige Schlußchor aus Mendelssohn's „42. Psalm“ gerieth aller dings noch nicht mit gleicher Sicherheit und Feinheit. Herr hatte auch als Componist einen entschiedenen *Heuberger* Erfolg mit zwei sinnigen Liedern: „Wandern geht mein“ und „Liebster Marinilla“ (Op. 12), welche sich durchweg über das Gewöhnliche erheben, ohne der Sucht nach Unge wöhnlichem — der gefährlichen Neigung *Heuberger's* — zu verfallen. Fräulein, welche sich zum entschiedenen *Büchler* Liebling unseres Concert-Publicums aufschwingt, sang die Lieder mit der ihr eigenen zarten Empfindung und Bescheidenheit. Nur in Einem Punkte scheint die junge Sängerin noch auffallend unentschieden: in der Wahl ihres Vornamens. Seit Jahr und Tag wechseln die Concertzettel so regelmäßig zwischen „*Rachel* Büchler“ und „*Recha* Büchler“, daß wir an fangen neugierig zu werden, wie sie eigentlich heißt. Ein talentvoller junger Componist aus der Bukowina, Herr *Eusebius*, debutirte erfolgreich mit *Mandiczewsky* zwei „Minneliedern“ seiner Composition, welche durch ver ständige Textauffassung, ausdrucksvolle Melodie und wirksamen — nur für die Soprane etwas hohen — Chorsatz sich auszeichnen. Das Gedicht „Nachtigall und Rose“ von ist in seiner eintönigen Empfindsamkeit zu um *Salletfangreich* für einen unbegleiteten Vocalchor; die Composition wird nothgedrungen ermüdend ausfallen. Dem ist denn auch Herrn *Stocker's* Chor nicht entgangen, so warme Empfindung ihn unverkennbar ins Leben rief. Zwischen den Gesangs-Productionen spielten die Herren und *Epstein* jun. mit viel Beifall zwei „*Hellmesberger* Intermezzi“ von H. und zwei von *Grädener* „*Schumann's* Märchen“, Op. 113. — In bildern letzter *Hellmesberger's* Quartett-Soirée fand ein neues Clavier-Trio von, dessen Scherzo insbesondere als glänzend bezeichnet *Goldmark* wird, höchst beifällige Aufnahme. An dem Besuch dieser Production leider verhindert, müssen wir uns mit der Hoffnung auf eine baldige Wiederholung der *Goldmark'schen* Novität trösten.

Unsere Leser erinnern sich, daß Ferdinand *Hiller* kürzlich in Wien einen Vortrag über „Wien vor zweiund“ hielt. Es dürfte zahlreichen Musik- und fünfzig Jahren Literaturfreunden eine willkommene Nachricht sein, daß *Hiller's* Vortrag im neuesten

Hefte von Paul Lindau's „Nord und Süd“ gedruckt erschienen ist. Wir haben ihn mit doppeltem Vergnügen nachgelesen, indem wir damit die Briefe verglichen, welche der Componist und Musikdirector über seinen *Zelter* Wiener Aufenthalt im Sommer 1819 — also nur sieben Jahre früher — an schrieb. *Goethe* Der'sche *Goethe-Zelter* Briefwechsel ist im großen Publicum durchaus nicht so bekannt, als man vermuthen sollte; das beweist schon die erstaunliche Thatsache, daß diese im Jahre 1834 in sechs Theilen erschienene Briefsammlung noch heute (nach sechsundvierzig Jahren!) keine zweite Auflage erlebt hat. So mögen denn einige Reminiscenzen dar aus über das musikalische Wien von damals — gleichsam als Randglossen zu dem *Hiller'schen* Vortrage — hier ge stattet sein.

Der Anfang belustigt und erhebt uns bei *Hiller* wie bei *Zelter*, denn wir lassen uns jederzeit gern erzählen, wie langsam man noch vor fünfzig Jahren reiste. hatte *Hiller* von Weimar bis Leipzig volle achtundzwanzig Stunden und von Leipzig nach Dresden fast ebensoviel gebraucht; *Zelter* berichtet, daß seine Reise auf der Donau von Regensburg nach Wien sechs Tage gewährt habe. Gleich nach seiner Ankunft eilt ins Kärntnerthor-Theater zu *Zelter* „*Rossi'sni* Otello“. Für einen strengen Musiker jener Epoche klingt *Zelter's* Urtheil merkwürdig tolerant: „Rossini ist ohne Zweifel ein Mensch von Genie; er spielt mit den Tönen, und so spielen die Töne mit ihm.“ „*Mozart's* Titus“ will *Zelter* in Weimar besser als in Wien gehört haben. „Lauter Sängern (vier an der Zahl), die sämmtlich Großmütter sein könnten, doch alle von guter Uebung.“ Sänger und Musiker im Kärntnerthor-Theater seien zu sehr angestrengt, die Orchesterleute unter allem Begriff schlechtgehalten. Trotzdem sind in Wien „alle Musenkinder so rund und vergnügt wie die Wieseln“.

Von dem lustigen Treiben im Prater schreibt *Zelter* ganz entzückt, doch bereits (1819) mit dem wehmüthigen Beisatze: „Man sagt mir, *es sei nicht mehr, was es.*“ „Für solche Ansichten,“ fügt er weislich hinzu, *war* „bringt der Fremdling keinen Sinn mit, und ich bin froh, wenn ich den Berliner loswerden kann.“ Auch finden wir schon bei *Zelter*, der eine große Passion für Feuerwerke ver rät, die theilnehmende Bemerkung über, daß der *Stuwer* gute Feuerwerker das Unglück habe, in der Regel schlechtes Wetter zu treffen, woran das ganze Publicum den größten Antheil nimmt. *Zelter*, ein Mann aus dem Volke, hat sich zeitlebens einen offenen Sinn für alles Volksthümliche er halten; so recht von Herzen kommt ihm der Ausspruch: „In Wien kann man Alles finden, nur keine Langweile. Wer sich hergeben will, findet hier die wahre Menschheit.“

Auffallend sind zwei Beobachtungen *Zelter's* über die Theater-Orchester. Fürs erste: „daß die Baßgeige hier *schräg* gespielt wird, so daß der Spieler dabei *legend sitzt*“. Diese seltsame Handhabung, die bald verschwunden zu sein scheint, gefällt *Zelter*, und er möchte sie allgemein empfehlen, denn „die verfluchten Gänsehäse mit ihren Stacheln“ blessiren ihm das Auge. Ebenso frappant ist die zweite Bemerkung *Zelter's*, er habe im *Burgtheater* seine alte Idee realisirt gefunden: „das *Orchester so tief* zu machen, daß man die Flausköpfe der Musiker nicht sieht und die Musik klar und deutlich heraustritt“. Er kann sich „nichts Unanständigeres von einer Bühne denken, als wenn man stundenlang durch die verruchten Haarbüschel der Vorstehen den die schönen Gestalten der Menschen in Prachtkleidern und Alles, was eine gute Decoration ausmacht, hin- und her schwanken sehen soll“. Daß Richard Wagner's Idee von der Tieflegung des Orchesters als Wunsch schon in *Zelter* lebte, ist sehr begreiflich, wir halten sie geradezu für ein Postulat der scenischen Illusion; aber daß er diesen Wunsch im Wiener Burgtheater erfüllt sah, macht uns staunen. Wahrscheinlich waren *Zelter's* Forderungen sehr bescheiden in diesem Punkte; denn eine ausgiebige, geradezu musterhafte Tieflegung des Orchesters besteht im Burgtheater erst seit wenigen Jahren. Von den musikalischen Notabilitäten Wiens scheint *Salieri* ihn am sympathischsten zu berühren. „Dieser alte Geselle,“ schreibt *Zelter*, „sitzt noch so voll von Musik und Melodie, daß er in Melodien spricht und gleichsam nur so

verstanden wird. Es ist mir das größte Vergnügen, diesem echten Naturrelle nachzuschleichen und ihn immer wahr zu finden, wie er ewig vergnügt ist.“ Auch *Joseph Gesellschaft Weigl's* behagt ihm ausnehmend. „Weigl ist ein hübscher, stattlicher Lebemann. Seine Arbeiten sind rein, gemäß, natürlich und haben Charakter; mittlere Zustände gelingen ihm am meisten, und was er wirkt, wirkt er bei Lebzeit.“ Auffallend spät kommt Zelter dazu, über zu berichten, für *Beethoven* den doch ein weit größeres Interesse fühlte, als *Goethe* für *Salieri* und *Weigl*. Zelter war viel zu musiker-verständlich und überhaupt zu künstlerisch organisiert, als daß er *Beethoven's* gewaltiges Genie verkennen konnte; allein er liebte *Beethoven* nicht, dessen Musik das Maß seiner gewohnten Vorstellungen entschieden überragte. „Ich bewundere *Beethoven* mit Schrecken,“ schrieb Zelter einmal an *Goethe*. So erscheint denn auch der Wunsch, *Beethoven* persönlich kennen zu lernen, in Zelter fast mit einer Art Scheu verwachsen. Zwei Monate lang weilt Zelter in Wien, ohne *Beethoven* gesehen zu haben. Zwar berichtet er ab und zu an *Goethe* sein Vorhaben, *Beethoven* demnächst zu besuchen, tröstet sich aber jederzeit leicht, wenn nichts daraus wird. „wohnt *Beethoven* auf dem Lande, und Niemand weiß mir zu sagen wo? Ich war willens, ihm zu schreiben, man sagt mir aber, er sei fast unzugänglich, weil er fast ganz ohne Gehör sei. Vielleicht ist es besser, wir bleiben wie wir waren, da es mich verdrießlich machen könnte, ihn verdrießlich zu finden.“ Endlich macht sich Zelter auf den Weg, um *Beethoven* in „Mödlingen“ zu besuchen. „Er wollte nach Wien, und so begegneten wir uns auf der Landstraße, stiegen aus und umarmten uns auf das herzlichste.“ Hierauf fuhr *Beethoven* weiter nach Wien, Zelter nach Mödling und in die „unaussprechlich reizende“ Brühl. Folgenden „Spaß“ berichtet Zelter mit besonderem Behagen an *Goethe*: „Ich hatte auf dieser Fahrt den Musikverleger bei *Steiner* mir, und da sich auf der Landstraße mit einem Tauben nicht viel verkehren läßt, so wurde auf Nachmittags 4 Uhr eine ordentliche Zusammenkunft mit in *Beethoven* *Steiner's* Musikladen verabredet. Nach dem Essen fuhren wir sogleich nach Wien zurück. Satt wie ein Dachs und müde wie ein Hund lege ich mich nieder und verschlafe die Zeit dermaßen, daß mir auch gar nichts einfällt. So geh' ich ins Theater, und als ich von ferne *Beethoven* erblicke, fährt mir's wie ein Donnerschlag in die Glieder. Das Nämliche nun geschieht ihm, indem er mich sieht, und hier war nicht der Ort, sich mit einem Gehörlosen zu verständigen. Die Pointe nun folgt: Trotz des mannichfachen Tadels, dessen *Beethoven* sich schuldig macht oder nicht, genießt er eines Ansehens, das nur vorzüglichen Menschen zugeht. hatte sogleich *Steiner* bekanntgemacht, daß *Beethoven* in seinem engen Laden, der etwa sechs bis acht Personen faßt, um 4 Uhr zum ersten male in eigener Person erscheinen werde, und gleichsam Gäste gebeten, so daß in einem bis auf die Straße über füllten Raume ein halbes Hundert geistreicher Menschen ganz und gar vergeblich wartete. Das Eigentliche erfuhr ich selbst erst andern Tags, indem ich ein Schreiben von *Beethoven* erhielt, worin er sich (für mich aufs beste) entschuldigte, denn er hatte so wie ich das Rendezvous glücklich verschlafen.“ Für uns hat dieses Lustspiel der Irrungen außer dem Spaß die höhere Bedeutung eines Zeugnisses für die allgemeine lebhaftere Verehrung, welche *Beethoven* in Wien genoß.

Von dem musikalischen Sinne der Wiener hat Zelter eine sehr günstige Meinung; es beirrt ihn nicht, daß er in Gesellschaften fast nur italienisch singen hört. „*Rossini* herrscht, er mag wollen oder nicht: das ist die Freiheit. Und die Italiener haben Recht. Die Stimme will singen um ihretwillen, und wer ihr den Willen thut, das ist ihr Mann.“ Ueber das musikalische Publicum Wiens urtheilt Zelter wie folgt: „Mit der Musik weiß man sich hier was, und das in Betracht gegen Italien, das sich für die seligmachende Kirche hält. Sie sind aber hier wirklich tief gebildet. Sie. Sie hören gern eine mittelmäßige lassen sich zwar Alles gefallen, doch nur das Beste bleibt sitzen Oper, die gut besetzt ist; aber ein treffliches Werk, wenn es auch nicht zum besten besetzt ist, bleibt ihnen aufgehoben. ist bis an den Himmel erhoben, weil er es *Beethoven* sich wirklich sauer werden läßt, und weil er lebt; doch wer ihnen den na-

tionalen Humor wie eine unvermischte Quelle, die keinen andern Strom aufnimmt, vorüberführt, das ist, der in ihnen wohnt, weil er aus ihnen kommt. *Haydn* Sie scheinen ihn alle Tage zu vergessen, und täglich lebt er ihnen wieder auf.“ Und mit diesen sinnigen Worten wollen wir unsere kleine Blumenlese schließen.